

Rezension: Leila Akremi, Nina Baur, Hubert Knoblauch, Boris Traue (Hrsg.): Handbuch Interpretativ forschen

Siebholz, Susanne

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Siebholz, S. (2020). Rezension: Leila Akremi, Nina Baur, Hubert Knoblauch, Boris Traue (Hrsg.): Handbuch Interpretativ forschen. [Rezension des Buches *Handbuch Interpretativ forschen*, hrsg. von L. Akremi, N. Baur, H. Knoblauch, & B. Traue]. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 21(1), 139-144. <https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.09>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Rezensionen

Susanne Siebholz

Leila Akremi/Nina Baur/Hubert Knoblauch/Boris Traue (Hrsg.): Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim und München: Beltz Juventa 2018, 962 S., ISBN: 978-3-7799-3126-3, 49,95 €

1 Einleitung

Was verspricht, worauf fokussiert ein Handbuch, das überschrieben ist mit „Interpretativ forschen“? Eine Tätigkeit als Titel – das könnte Handlungsanweisungen ankündigen oder aber eine genauere Betrachtung dieser Tätigkeit. So oder so ginge es wohl um die Auseinandersetzung mit einem Vollzug. Wäre eine weiterführende Interpretation des Titels sicher interessant, ist doch der Blick in dieses umfangreiche Werk hinein hier interessanter.

Ich schicke es vorweg und gebe offen zu: Ich habe mehr als einmal sehr grundlegend gezweifelt, ob ich die vorliegende Rezension zu Ende schreibe und einreiche. Die Fallhöhe erschien mir wiederholt als zu schwindelerregend. Wenn sie nun veröffentlicht ist, dann deswegen, weil ich davon ausgehend die Entscheidung getroffen habe: Es kann und wird mir im Folgenden nicht darum gehen, das „Handbuch Interpretativ forschen“ einzuschätzen oder einzuordnen. Das wäre anmaßend angesichts von rund eintausend Seiten und angesichts der Disziplingrenze, die ich mit der Lektüre zu meist überschreite. Vielmehr werde ich

meine Beobachtungen und Lektüreeindrücke auf dem Weg der Beschäftigung mit diesem umfangreichen Werk formulieren.

Ich möchte dafür kurz die Position voranstellen, von der aus ich es lese: die einer soziologisch interessierten und inspirierten sowie in einigen soziologischen Teilgebieten informierten Erziehungswissenschaftlerin mit starkem Interesse an methodologischen Fragen. Als solche las ich die Ankündigung des Handbuchs, las ich das Inhaltsverzeichnis – und übernahm recht spontan und etwas naiv diese Besprechung, und dies aus einem schlichten Grund: Mein Interesse war sofort geweckt. Naiv war diese Entscheidung angesichts des Umfangs des Buches und angesichts dessen, dass ich mich hier von meiner beschriebenen Position aus weit auf das Terrain der Soziologie vorwage. In diesem Band sind – so zeigt der Blick auf den Buchdeckel wie in das Autor*innenverzeichnis – in erster Linie Soziolog*innen versammelt, und auch bereits die ersten Seiten des einleitenden Beitrags der Herausgeber*innen verankern den Band fest in der Soziologie. Damit geht also einher, dass ich über dieses Handbuch aus einer disziplinären Außenperspektive nachdenke. Auf gemeinsamem Grund bewege ich mich dagegen insoweit, dass ich den theoretischen Standpunkt des interpretativen Paradigmas in der Sozialforschung teile.

Was war es nun, das mich an dem vorliegenden Handbuch einlud, mich auf dieses Wagnis einzulassen? Zunächst einmal nimmt es, erstens, das Thema „Interpretativ forschen“ in einer beeindruckenden

Breite in den Blick. Besonders hervor sticht dabei zweitens, dass mit einem eigenen Teil zur Interpretativität in der quantitativen Forschung die Brücke zwischen weiterhin häufig disparat verhandelten Methodologien (vgl. zur qualitativen Forschung Flick/Kardorff/Steinke 2015, Bohnsack 2014, zur quantitativen Forschung Häder 2019; vgl. aber demgegenüber den umfassenden Anspruch bei Baur/Blasius 2019 sowie die deutlich stärkere Berücksichtigung qualitativer Forschung in den jeweiligen Neuaufgaben bei Döring/Bortz 2016 und Kromrey/Roose/Strübing 2016) geschlagen wird. Das weist bereits auf ein weites Verständnis interpretativer Prozesse in der Sozialforschung als Ausgangspunkt des Handbuchs hin. Drittens schließlich wird schnell deutlich, dass dies kein klassisches Methodenhandbuch (im Unterschied etwa zum „Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung“, Baur/Blasius 2019) ist, sondern dass hier ein anderes Anliegen verfolgt wird. Wie dieses Handbuch stattdessen charakterisiert werden kann, auf diese Frage komme ich am Schluss zurück.

2 Anliegen und Fragestellung des Bandes

Bereits die Einleitung der Herausgeber*innen, die unter der Frage steht, was ‚interpretativ forschen‘ heiße, stellt in diesem Handbuch einen eigenen inhaltlichen Beitrag dar, der deutlich über einen Problemaufriss hinausgeht. Das zentrale Anliegen des Bandes, das dort am Schluss erläutert wird, wird dabei in komplexer Weise hergeleitet: Hubert Knoblauch et al. gehen zum einen von „erprobten Ansätzen“ in sowohl qualitativer als auch quantitativer Sozialforschung aus, „die entschieden interpretativ sind“ (S. 28). Zum anderen stellen sie für die vergangenen zwei Jahrzehnte neuere Ansätze fest, die sie im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklungen wie etwa der „Verdatung und Mediatisierung der Welt“ (ebd.) sehen, woraus sich drei aktuelle „Herausforderungen und Chancen“ interpretativer Forschung ergäben (ebd.). Konkret seien dies die Beschäftigung mit (audio-)visuellen Zugängen, die Auswertung (neuer) prozessproduzierter Datenformen sowie neue Zugänge interpretativer Forschung in Ausei-

nersetzung mit der Materialität und Medialität des Sozialen. In der Zusammenführung formulieren Knoblauch et al. als zentrales Anliegen des gesamten Bandes:

„Bisher fehlte allerdings der Versuch, die übergreifenden Gemeinsamkeiten der etablierten und neueren Ansätze dazustellen, sie in ihrer methodischen Vorgehensweise anwendbar und zugänglich zu machen. Genau diese Lücke soll dieses Handbuch schließen und der Diversität innerhalb des Feldes der sozial- und kulturwissenschaftlich orientierten soziologischen Methoden in ihrer Breite Rechnung tragen.“ (S. 29)

In dreierlei Hinsicht wird dabei Neuland betreten. Erstens werden Ansätze wie Diskursanalysen, Analysen von Big Data oder Subjektivierungsanalysen einbezogen, die bisher nicht im engeren Sinne als „qualitative Forschung“ verstanden werden. Zweitens gibt es einen eigenen Teil zu Interpretativität in der quantitativen Forschung. Drittens wurden bewusst innovative Ansätze seit den 2000er Jahren fokussiert (ebd.).

Das Handbuch verfolgt damit zunächst einmal einen vielversprechenden Ansatz und die Breite des Anliegens ist ambitioniert. Damit verbunden zeigt sich als Herausforderung aber, dass dafür die gemeinsame Kernfrage – notwendigerweise – entsprechend offen gestellt werden musste. Über die allgemeine Überschrift der Einleitung, „Was heißt ‚interpretativ forschen‘?“, kann sie kaum hinausgehen. Eine Konkretisierung über die genannten Anliegen und Schwerpunkte hinaus wurde von den Herausgeber*innen dementsprechend nicht formuliert. Eine implizite Dimensionierung findet jedoch über den Aufbau des Handbuchs statt.

3 Aufbau und Beiträge

Das Handbuch ist in insgesamt sechs Abschnitte aufgeteilt (im Folgenden Teil 1-6). Es beginnt in Teil 1 unter der Überschrift „Theorie und Empirie der Interpretativität in der qualitativen Sozialforschung“ mit aktuellen, methodenübergreifende Querschnittsthemen der qualitativen (und, so die Herausgeber*innen, vielleicht auch der quantitativen) Forschung. Nach einem umfangreichen Beitrag zur wechselseitigen

Geschichte qualitativer und interpretativer Forschung (Ploder) folgen drei problemzentrierte Beiträge zur Interpretation in Interpretationsgruppen (Reichert), zu Sekundäranalysen (Medjedović) und zur Frage, was wissenschaftliche Eigenleistungen sind (Barlōsius/Knoke/Pook-Kolb). Der fünfte Beitrag beschäftigt sich mit partizipativer Forschung (von Unger). Drei weitere Beiträge greifen Fragen zur Qualität qualitativer Forschung auf und thematisieren dabei Gütekriterien (Flick), methodologisch kontrolliertes Verstehen (Lindemann/Barth/Tübel) und die Idee einer reflexiven Methodologie, die in der Erforschung sozialwissenschaftlicher Forschungsprozesse ihren Ausgangspunkt nimmt (Knoblauch).

In Teil 2 geht es dann unter der analogen Überschrift um Interpretationsprobleme in der quantitativen Forschung. Sie werden hier in fünf Beiträgen ausgearbeitet. Nach einer Darstellung der „historischen Streitlinien zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung“ (S. 30) bei Baur/Traue/Akremit/Knoblauch wird der „klassische“ quantitative Forschungsprozess entlang seiner Phasen auf die Rolle von Interpretativität hin befragt. Fokussiert werden die Datenerhebung (Kelle), Kausalität (Baur), die Bandbreite statistischer Auswertungsverfahren (Akremi) und die Inferenzstatistik (Ziegler).

Geht es in den ersten beiden Teilen also um ältere und neuere Fragen und Probleme interpretativer Forschung im Sinne von Grundlagen- und Querschnittsthemen, so folgen die weiteren Teile 3-6 einer anderen Logik: Sie sind „nach theoretischen Interessen gegliedert“ (S. 30). Teil 3 versammelt vier Beiträge zur „Analyse kultureller und struktureller Ordnungen“: zur objektiven Hermeneutik (Maiwald), dokumentarischen Methode (Kanter), qualitativen Inhaltsanalyse (Kuckartz) und zu verschiedenen neueren Ansätze der Vermittlung von Handlungs- und Strukturanalysen (Diaz-Bone). Die sechs Aufsätze in Teil 4 fokussieren die „Rekonstruktion von Handlungsprozessen und -produkten“ anhand von verschiedenen ethnographischen Ansätzen (Pfadenhauer; Meyer; Rebstein/Schnettler), Videographie (Tuma/Knoblauch), hermeneutischer Wissenssoziologie (Herbrik) und Situationsanalyse (Strübing). In Teil 5 geht es um die „Analyse der Medialität und Materialität

von Gesellschaften“ mithilfe jüngerer Verfahren. Dargestellt werden die visuelle Diskursanalyse (Traue/Blanc), die Film- und Fernsehanalyse (Keppler/Peltzer), die Artefaktanalyse (Lueger/Froschauer) und die qualitative Analyse von Big Data (Reichert). Teil 6 schließlich umfasst vier Beiträge zu „Methoden zur Erfassung langfristigen sozialen Wandels“, i.e. Biographieforschung und Narrationsanalyse (Rosenthal/Worm), Subjektivierungsanalyse (Pfahl/Schürmann/Traue), wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller/Bosančić) sowie Fallstudie (Hering).

Die zugrundeliegende Idee für diese Teile 3-6 formulieren die Herausgeber*innen folgendermaßen:

„Die Autoren zeigen anhand exemplarischer Studien aus ihrer eigenen Forschungspraxis auf, wie exemplarische Methoden ausgeführt werden können und welche Herausforderungen sich dabei stellen. [...] Dies umfasst die komplexen Aufgaben der Entwicklung einer Fragestellung, der Erstellung eines Datenkorpus bzw. Durchführung einer Datenerhebung und der Interpretation im Rahmen von spezifischen Forschungsfeldern und gesellschaftlichen Handlungsfeldern.“ (S. 30f.)

Dass es dabei nicht um eine schlichte Darstellung und „die Weitergabe methodischer ‚Rezepte‘“ (S. 23) gehen soll, sondern vielmehr eine *problematisierende* Darstellung das Ziel ist, ist durchaus begrüßenswert. Allerdings wäre es meines Erachtens hilfreich, wenn sich diese Herangehensweise und Zielstellung auch in der Benennung der einzelnen Artikel widerspiegeln würde. Sie sind aber nach einzelnen Methoden oder analytischen Ansätzen benannt. Das ist insoweit missverständlich, als die Methoden bzw. Ansätze so jeweils einem bestimmten theoretischen Erkenntnisinteresse zugeordnet werden. Es fragt sich erst einmal: Kann z.B. die dokumentarische Methode, die unter der „Analyse kultureller und struktureller Ordnungen“ einsortiert ist, nicht auch sozialen Wandel erfassen oder der Analyse der Medialität und Materialität von Gesellschaften dienen? Kann die Biographieforschung, die den „Methoden zur Erfassung langfristigen sozialen Wandels“ zugeschlagen wird, nicht auch zur Analyse

kultureller und struktureller Ordnungen eingesetzt werden? Die Sortierung der Artikel in den Teilen 3-6 funktioniert von den Methoden und Ansätzen, die als Überschriften dienen, aus gedacht nicht. Für die Leser*innen wäre die dahinterliegende Idee exemplarisch für Teil 3 so auszuformulieren: „Wenn mich die Analyse kultureller und struktureller Ordnungen“ interessiert, so finde ich unter dieser Überschrift drei Beiträge versammelt, die sich anhand von konkreten Projekten (mit eben diesem Erkenntnisinteresse) mit Interpretativität in Bezug auf drei Methoden, nämlich objektive Hermeneutik (Maiwald), dokumentarische Methode (Kanter) und qualitative Inhaltsanalyse (Kuckartz) beschäftigen. Ein vierter Beitrag versammelt verschiedene neuere Ansätze der Vermittlung von Handlungs- und Strukturanalysen. Das Inhaltsverzeichnis in dieser Weise zu lesen, ist jedoch nicht nur voraussetzungsreich, sondern verdeutlicht auch: Mit dem theoretischen Erkenntnispotenzial als Ordnungskategorie für die Teile 3-6 wird hier eine zusätzliche Ebene eingezogen, die quer zur Frage des Bandes liegt und vielleicht mehr Verwirrung als Ordnung stiftet. Sinnlogisch hätte eher überzeugt, die Beiträge anhand ihrer Überlegungen im Hinblick auf *Interpretativität* im Kontext der jeweiligen Projekte zu sortieren – was zweifelsohne aber kein einfaches Unterfangen gewesen wäre.

4 Besprechung ausgewählter Beiträge

Im Folgenden werde ich in gebotener Kürze drei ausgewählte Beiträge des Handbuchs genauer betrachten. Ich greife diejenigen Beiträge heraus, die teils historisch, teils systematisierend die Problemgeschichte der Interpretativität in der empirischen Sozialforschung darstellen. *Knoblauch et al.* changieren in ihrem einleitenden Text zwischen dem historischen Zugriff auf die Geschichte einer Sozialforschung im Geiste des interpretativen Paradigmas und gegenwärtigen Problemstellungen. Sie nehmen ihren Ausgangspunkt bei Max Weber und dem Zusammenhang von Sinn und Interpretation und zeichnen die Rolle der Interpretation in der Soziologie seit ihrer Entstehung nach. Besonders heben Sie den Zusammenschluss von Interpretation, Verste-

hen und „qualitativen Methoden“ Ende der 1970er Jahre als „interpretative[...] Wende der sozialwissenschaftlichen Methoden“ (S. 13) hervor. Dem ging ein „Wandel in der soziologischen Theorie voraus“ (ebd.), nämlich die Entwicklung des „interpretativen Paradigmas“ als einem zunächst theoretischen Programm (S. 14). Für die Gegenwart fragen sie danach, was im Sinne des Gegenstandes der Interpretation als sozialwissenschaftliche Daten gelten kann – „Objektivierungen aller Art“ (S. 19) – und versammeln dabei die Datensorten, die Eingang in das Handbuch gefunden haben. Weiterhin problematisieren sie das Verhältnis von Konstrukten erster und zweiter Ordnung sowie die Explikation von Interpretationen, setzen sich mit dem Zusammenhang von interpretativen Methoden und gesellschaftlichem Wandel auseinander und markieren die spezifischen Herausforderungen von Interpretativität in der quantitativen Forschung. Hier beziehen sie klare Position: „Wir verfechten mit diesem Handbuch daher explizit die Auffassung, dass gute quantitative Sozialforschung immer auch interpretative Forschung ist“ (S. 27). Insgesamt beinhaltet dieser einleitende Beitrag des Handbuchs damit einen gut verständlichen Aufriss der Problemgeschichte und gegenwärtigen Verfasstheit interpretativer Sozialforschung.

Andrea Ploder verfolgt demgegenüber detaillierter die „Frage, wie sich das Verhältnis von qualitativer Sozialforschung und interpretativer Soziologie rezeptionsgeschichtlich entwickelt hat, und wie die Begriffe verstehender Soziologie und rekonstruktiver Sozialforschung in dieses Bild passen“ (S. 38). Ihr Beitrag leistet eine Präzisierung der verschiedenen Begriffe auf dem Wege ihrer Historisierung. Dabei fokussiert sie den deutschsprachigen Raum unter breiter Berücksichtigung der wichtigen „Rezeptionsbeziehung“ (S. 39) zu Soziologie und Linguistik in den USA. Insgesamt liegt hier eine äußerst detailreiche Rekonstruktion von Rezeptionslinien sowie der Entwicklungsgeschichte von Arbeits- bzw. Forschungszusammenhängen an bestimmten Standorten vor, so dass sich geradezu eine Kartographie qualitativer Forschung ergibt. Ebenso im Blick sind die Entstehung von Netzwerken und Kooperationsbeziehungen sowie wissenschaftliche Ereignisse

in Form von wegweisenden Publikationen und Tagungen, Gründungen von DGS-Arbeitsgruppen und -sektionen sowie Zeitschriftengründungen. Nota bene: Beeindruckenderweise berücksichtigt Ploder dabei sogar *nicht* stattfindende Bezugnahmen (vgl. etwa S. 53 u. S. 55), d.h. welche „Communities“ sich wechselseitig nicht zur Kenntnis genommen haben. Insgesamt zeichnet sie komplexe Verläufe und Diskussionslinien nach, in denen man schon mal verloren gehen kann, die hier aber in einer sehr gut nachvollziehbaren Weise dargestellt werden. Wer eine klare und historisch informierte Verwendung der Begriffe „verstehende“, „qualitative“, „interpretative“, „rekonstruktive“ Sozialforschung anstrebt, ist hier an der richtigen Adresse.

Der dritte ausgewählte Beitrag von *Nina Baur et al.* schließlich widmet sich verstärkt dem Paradigmenstreit zwischen qualitativer und quantitativer Forschung und der Gleichsetzung von qualitativer und interpretativer Forschung. Auch hier gehen die Autor*innen von der Geschichte der Sozialforschung aus, wobei es durchaus Redundanzen zur Einleitung (Knoblauch et al.) gibt, die von den gleichen Autor*innen verfasst wurde. In diesem Aufsatz verfolgen sie aber stärker ein systematisches Interesse: Es geht darum, „die vier Hauptstreitpunkte zwischen interpretativer, qualitativer und quantitativer Sozialforschung“ (S. 249f.) herauszustellen. Im Zuge dessen setzen sie zahlreiche Verweise auf die anderen Beiträge des Teils 2, wodurch der Beitrag einen guten Auftakt für die Lektüre der weiteren Beiträge darstellt und deren Verortung im Rahmen der breiteren Debatte ermöglicht.

In der inhaltlichen Zusammenschau fragt sich, warum diese drei Beiträge nicht zu einem eigenen, ersten Abschnitt des Handbuchs zusammengefasst wurden. Gemeinsam ist ihnen schließlich der Ansatz, Entwicklungen und Problemstellungen interpretativer Forschung historisch nachzuvollziehen und einzubetten und von dort aus den gegenwärtigen Stand zu beschreiben. Nachvollziehbar wäre die Aufteilung allerdings als eine strategische Entscheidung, damit diese Herangehensweise vielleicht für Leser*innen, die sich als quantitative oder qualitative Forscher*innen verstehen und die entsprechenden Teile selektiv zur Kenntnis nehmen, gleichermaßen sichtbar

wird. Interessant sind alle drei Beiträge, auch und gerade in der Synopse, für Leser*innen, die sich mit Grundlagenfragen interpretativer Forschung, mit der historischen Genese des interpretativen Paradigmas sowie mit methodologischen, erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Debatten beschäftigen möchten.

Gegenüber der Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen in den Teilen 1 und 2 stellen die meisten der Beiträge in den Teilen 3-6 einzelne analytische Ansätze exemplarisch an Projekten und in vertiefter Weise dar. Hier habe ich ganz von persönlichen Interessen geleitet zunächst Beiträge zu mir vertrauten Methoden intensiver gelesen, insbesondere zur dokumentarischen Methode (Kanter) und zur Biographieforschung (Rosenthal/Worm). Im Kontrast dazu interessierte mich u.a. der Aufsatz zur Situationsanalyse (Strübing) genauer, mit der ich mich noch gar nicht beschäftigt hatte. Nehme ich meine Leseerfahrungen dieser und weiterer Beiträge zusammen, so war es durchgängig eine lohnende und lehrreiche Lektüre gut strukturierter und nachvollziehbar geschriebener Texte. Anzumerken ist allerdings, dass die Auseinandersetzung mit den jeweiligen Herausforderungen angesichts der Interpretativität von Sozialforschung in den einzelnen Beiträgen nicht immer expliziert wird, so dass dieser Rückbezug auf die Kernfrage des Handbuchs dann von den Leser*innen zu leisten ist.

5 Fazit

Was ist und was tut interpretative Sozialforschung – diese Frage wird im vorliegenden Handbuch ausführlich und in zahlreichen Facetten bearbeitet und beantwortet. Mit seiner komplexen Fragestellung und Anlage geht erstens einher, dass es weniger einführenden Charakter hat, als vielmehr als Studien- und Arbeitsbuch für fortgeschrittene Sozialforscher*innen dienen kann. Als drei Beiträge mit Überblickscharakter seien die oben besprochenen von Knoblauch et al., Ploder sowie Baur et al. nachdrücklich empfohlen. Sie bieten einen guten Ausgangspunkt für die Lektüre der übrigen Beiträge mit stärker vertiefendem und problematisierendem Charakter, insbesondere in den Teilen 1 und 2. Zweitens

ermöglicht das Handbuch ebendiese vertiefende Auseinandersetzung, indem es sowohl daran erinnert, uns der Kernprobleme und -fragen der Sozialforschung zu vergewissern, als auch das methodisch-methodologische Weiterdenken seit den 2000er Jahren abbildet. Insgesamt ist dieses Handbuch ein gleichermaßen voraussetzungsvoller und weiterführender Band.

Abschließend lässt sich festhalten, dass hier ein programmatisches Handbuch vorliegt, mit dem es den Herausgeber*innen explizit darum geht, soziologische als interpretative Forschung zu markieren. Insoweit ist dieses Handbuch auch ein Dokument disziplinärer Selbstverständigung von einem Standort aus, der die Disziplin als unhintergebar interpretativ versteht. Es wird interessant sein zu beobachten, wie die soziologische (und soziologisch inspirierte) Gemeinschaft daran weiter anschließt.

Literatur

- Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.) (2019): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4>
- Bohnsack, R. (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9., überarb. u. erw. Aufl. Opladen/Toronto.
- Döring, N./Bortz, J. (2016): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Unter Mitarbeit von Sandra Pöschl. 5. vollst. überarb., akt. u. erw. Aufl. Berlin/Heidelberg.
<https://doi.org/10.1007/978-3-642-41089-5>
- Flick, U./Kardorff, E.v./Steinke, I. (Hrsg.) (2015): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 11. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Häder, M. (2019): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-26986-9>
- Kromrey, H./Roose, J./Strübing, J. (2016): Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung mit Annotationen aus qualitativ-interpretativer Perspektive. 13., voll. überarb. Aufl. Konstanz/München.

<https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.09>

Ulrike Mietzner

Michael R. Müller/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Das Bild als soziologisches Problem. Herausforderungen einer Theorie visueller Sozialkommunikation. Weinheim: Beltz/Juventa 2018, 278 S., ISBN 978-3-7799-3749-4, 29,59 €

Das Buch im ungewöhnlichen A 4 Format, das nach Erwerb mit einem „Ebook inside“ zur Verfügung steht, ist der Auftakt in eine Reihe Visuelle Soziologie, die von Aida Bosch, Roswitha Breckner, Michael R. Müller, Jürgen Raab und Hans-Georg Soeffner herausgegeben wird. Die Artikel stammen vor allem aus einer Tagung, die im Jahr 2015 im Kulturwissenschaftlichen Institut Essen ausgerichtet wurde und stellen einen konzentrierten Beitrag dar zum Thema Bilder als symbolische Formen, zum Gebrauch von Bildern in der Gesellschaft und deren Umgang mit Bildern als medial vermittelte Wissensformen von Gesellschaft. Soviel inzwischen über das Bildliche empirisch wie theoretisch bekannt ist, ist das konkrete Wissen darüber, was das Wissen in Bildern möglicherweise von anderem Wissen unterscheidet, ein virulentes Thema.

Im Vorwort gibt Michael R. Müller zentrale Annahmen einer Bildtheorie vor, wie sie z.T. auch schon bei Aby Warburg (2012) gefunden werden können, und mit denen methodologische Fragen einhergehen. Bilder – so Müller – lassen sich nicht auf das Abbildliche reduzieren, ihr über die zweidimensionale Rahmung und Planimetrie hinausreichender bildlicher Charakter, die Bezüglichkeit der Bilder auf andere Bilder sowie die Bedeutung der Bilder ließen sich nicht allein innerbildlich erschließen. Zudem präge die technische Medialität das Bild und Bildhandeln; Sprache, Schrift und Bild seien nicht mehr so deutlich voneinander zu scheiden. All dies sind Grundlagen von sozial-, kunst- und kulturwissenschaftlichen sowie soziologischen und historischen Bildtheorien etwa der letzten drei Jahrzehnte. Dies hat Folgen – so auch Müller – für den Umgang mit Bildern als Quelle, wie er in seinem eigenen Beitrag darstellt, vor allem aber für die Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns. Müller geht hier über das konventionell als Bild verstandene Phäno-